

Buchbesprechungen

Ressenyes

- Alexander Fidora (Hrsg.): Reihe *Katalanische Literatur des Mittelalters*, Berlin / Barcelona: LIT / Barcino, 2008ff.:
Bd. 1: *Curial und Guelfa. Ein katalanischer Ritterroman*. Übersetzt und eingeleitet von Gret Schib Torra, 2008. 235 S. ISBN 978-3-8258-1358-1.
Bd. 2: Ausiàs March: *Gedichte*. Aus dem Katalanischen übersetzt und eingeleitet von Isabel Müller, 2009. 235 S. ISBN 978-3-643-10006-1.
Bd. 3: Anselm Turmeda: *Des Esels Streitrede. Eine altkatalanische Satire*. Aus dem Mittelfranzösischen übersetzt und eingeleitet von Robert Beier, 2009. 121 S. ISBN 978-3-643-10238-6.

Die ersten drei Bände dieser neuen Reihe, die sich der Erschließung der mittelalterlichen katalanischen Literatur für ein deutschsprachiges Publikum verschrieben hat, widmen sich zwei Klassikern des Spätmittelalters, dem anonymen Ritterroman *Curial e Güelfa* und den Gedichten Ausiàs Marchs (ca. 1397–1459), sowie einer weniger bekannten Satire vom Beginn des 15. Jahrhunderts, Anselm Turmedas *Disputa de l'ase* (wohl 1417–18), die freilich nur in einer späteren Übersetzung ins Französische überliefert ist.

Gret Schib Torras Übersetzung des *Curial* ist die erste deutschsprachige; zusammen mit Fritz Vogelgsangs Übersetzung des *Tirant lo Blanc* (*Der Roman vom weißen Ritter Tirant lo Blanc*; Frankfurt am Main 1990–2007) liegen nunmehr beide Hauptwerke der katalanischen Ritterliteratur auf Deutsch vor. Grundlage der Übersetzung ist die Ausgabe Aramon i Serras von 1930, die vielen modernen Editionen zugrundeliegt. Schib Torra, die auch schon Ramon Llulls *Llibre de meravelles* übersetzt hat (*Felix oder das Buch der Wunder*, Basel 2007), hält sich angenehm eng an Stil und Periodenbau des Originaltexts, ohne dabei umständlich zu wirken. Gelegentliche Anmerkungen, die auch die beibehaltenen fremdsprachigen Einsprengsel übersetzen, erläutern historische und intertextuelle Bezüge. Die einzelnen Kapiteln sind nach modernem Brauch mit Überschriften versehen, so daß

man sich schon im Inhaltsverzeichnis einen Überblick über den Roman verschaffen und einzelne Stellen leichter auffinden kann; ihre Kapitel entsprechen dabei indes nicht immer den im Manuskript gekennzeichneten Abschnitten, sondern ziehen – in der Regel – mehrere dieser kurzen Absätze zusammen.

Die knappe Einleitung faßt die Handlung zusammen und stellt die Hauptfiguren sowie stilistische Eigenheiten vor. Daß sie in der Gattungsfrage den deutschsprachigen Leser nicht mit Gattungsbegriffen wie „novella de caballerías“ oder „cabaleresca“, wie sie Martí de Riquer nannte, verwirrt, um sie ihrer größeren Realitätsnähe wegen von den kastilischen „libros de caballerías“ abzusetzen, ist verständlich; daß sie Riquers Thesen noch zuspitzt, eher nicht (vgl. S. 10: „In *Curial und Guelfa* hingegen, wie ein wenig später auch in *Tirant lo Blanc*, folgt die Handlung den Gesetzen der Realität, und die Geschehnisse werden mit größtmöglicher zeitlicher, geographischer und sozialer Genauigkeit beschrieben.“). Zumal wenn Schib Torra betont, daß das Wunderbare nur in Form von Träumen und Visionen zugelassen werde, geht sie über die gezielten Irritationen hinweg, die der anonyme Autor gerade mit dem Traummotiv erzielt: als Curial am Parnaß aus seinem Traum erwacht, in dem er ein Urteil im Literaturstreit zwischen Homer und Dares/Diktys fällen mußte, trägt er ja den von Apoll verliehenen Lorbeerkranz noch immer. (Weil am Rande auch vom *Tirant lo Blanc* die Rede ist: das berühmte Diktum des Pfarrers im *Quijote*, der *Tirant lo Blanc* sei „el mejor libro del mundo“, sollte natürlich nicht ohne weitere Erläuterungen angeführt werden [S. 12; s. auch Fidora in seinem Geleitwort S. 2]). Aber das sind Nebensächlichkeiten: man kann sich ja nun anhand der Übersetzung ein eigenes Bild von der Realitätsnähe des Romans machen. Die Bibliographie fällt, auch wenn sie sich vor allem an den deutschsprachigen Leser richtet, mit nur einigen wenigen Hinweisen leider sehr knapp aus: wengleich der deutschsprachige Forschungsbeitrag tatsächlich eher gering ist, hätte doch zumindest auf die reichhaltige englische Forschungsliteratur verwiesen werden können, um dem Leser einen Eindruck davon zu vermitteln, wieviel bereits zu diesem Roman geschrieben wurde.

Der zweite Band der neuen Reihe präsentiert eine Auswahl von Gedichten Ausiàs Marchs, der als Begründer einer eigenständigen katalanischen Dichtungstradition angesehen werden darf und beträchtlichen Einfluß auf die kastilische Renaissancedichtung ausübte. Somit wird der Band auch den Hispanistikstudenten nützen, die (noch) kein Katalanisch lesen. Die Auswahl umfaßt 32 der 128 Gedichte Marchs. Isabel Müller möchte

einerseits eine repräsentative Auswahl treffen, die die unterschiedlichen Themenbereiche von Marchs Dichtung wie Liebe, Moralphilosophie und Tod abbildet, andererseits eine komplementäre Sammlung zu den bisherigen Auswahlübertragungen Marchs anbieten (etwa Hans-Ingo Radatzs Auswahl, Frankfurt 1993); dies ist löblich und sehr wohl gelungen. Der Schwerpunkt liegt natürlich auf der Minnedichtung; das Spektrum reicht indes formal und inhaltlich von *cobles esparses* der Liebesdichtung über die Totenklagen bis hin zum philosophischen und geistigen Langgedicht (der bekannte „cant espiritual“). Die – hier selbstverständlich auch zusammen mit der Übersetzung reproduzierte – Textgrundlage ist die Ausgabe von Pere Bohigas (Barcelona 1952–1959), wobei (im Anschluß an die Auswahlausgabe von Francesc J. Gómez und Josep Pujol, Barcelona 2008) die Graphie modernisiert sowie Zeichensetzung und Groß- und Kleinschreibung, bisweilen auch an die Interpretation der Übersetzerin, angepaßt wurden. Die Übersetzung verzichtet auf Versifikation und bildet Marchs Ausdrucksweise genau ab, ohne dabei zur Interlinearversion zu werden; sieht man einmal vom Einsatz glättender Konjunktionen oder gelegentlichen, erläuternden Zusätzen ab, die das Verständnis des Textes erleichtern, bisweilen aber auch überflüssig erscheinen (z.B. „Gestammel“ in XXXIX, S. 99, zu „mos dits [...] sens alguna art eixits d’hom fora seny“; „Mondgesicht“ und „Maulwurf“ in XLII, S. 157, zu „son faç és gran, amb la vista molt llosca“), ist die Übersetzung tadellos.

Die detaillierte und ausführliche Einleitung führt in Leben und Werk, Textgeschichte und Rezeption (hier wird vor allem auch die Frage nach einer inneren Ordnung der Gedichte behandelt) ein und zeugt von profunden Kenntnissen etwa der scholastischen Liebestheorie und Affektenlehre. Lediglich die hier geäußerte, lange Zeit weitverbreitete Ansicht, die Dichtung der Sizilianischen Schule habe sich gänzlich von der Musikbegleitung verabschiedet (S. 8), kann als überholt gelten. Zwei Versehen bei Jahresangaben sind aus dem Kontext als solche erkennbar (das Todesjahr seiner zweiten Frau, „1554“ statt 1454, S. 4; Beginn der Minnedichtung um „1200“ statt 1100, S. 9).

Weniger bekannt als March oder *Curial i Güelfa* ist sicherlich Anselm Turmedas *Des Esels Streitrede*, von deren katalanischem Original sich nur ein kleines Fragment erhalten hat, weswegen hier die mittelfranzösische Übersetzung aus dem 16. Jahrhundert als Grundlage (in der Edition von Armand Llinarès, *Dispute de l’âne*, Paris 1984) für die – auch hier – erstmalige deutsche Übersetzung dient. Für die „Prophezeiung des Esels“ wurde selbstverständlich auch das einzig erhaltenen katalanische Fragment hinzu-

gezogen. Robert Beier hat die satirisch-humoristische Diskussion des Esels mit Bruder Anselm über die Stellung des Menschen und der Tiere in der Schöpfung durch „den gezielten Einsatz einiger veralteter Formen“ unaufdringlich archaisiert und eine flüssig lesbare, sich nahe am Original bewegendere Übersetzung geschaffen.

Die Einführung geht zunächst auf das bewegte Leben des Weltenwechslers Turmeda ein, der sein halbes Leben am Hof in Tunis verbrachte, um dann sein Werk in den Blick zu nehmen. Es folgen eine Beschreibung der *Disputa* und ein Vergleich mit ihrer arabischen Vorlage sowie ein Blick auf ihr Schicksal: Turmedas klerikalsatirische Einschübe haben ihm eine Aufnahme in den Index von 1583 eingebracht (das „Heilige Amt“, S. 8, ist natürlich die Inquisition). Der kurze Text ist gut geeignet, den beiden eher ernsten Bänden ein humoristisches Korrektiv hinzuzugesellen, um das Bild des Lesers vom Spätmittelalter zu erweitern.

Man kann nur hoffen, daß die neugeschaffene Reihe auch in Zukunft auf solch kompetente Übersetzer zurückgreifen kann, um einem breiteren Publikum weitere interessante Texte verfügbar zu machen, ein Vorhaben, das kaum genug gelobt werden kann. Alexander Fidora kündigte in seinem Geleitwort des ersten Bandes mit Ramon Llulls *Doctrina pueril* (zwischenzeitlich in der Übersetzung von Elisenda Padrós Wolff erschienen), Bernart Metges *Somni* und den Gedichten Jordi de Sant Jordi – vielleicht ist auch Raum für Guillem de Toroellas *Faula* – denn auch entsprechende Schritte an. ■

■ Dietmar Frenz, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Institut für Romanische Sprachen und Literaturen, Grüneburgplatz 1, D-60629 Frankfurt am Main, <frenz@em.uni-frankfurt.de>.

■ Antoni L. Moll / Josep Solervicens (eds.): *La poètica barroca a Europa. Un nou sistema epistemològic i estètic*, Lleida: Punctum & Mimesi, 2009 (Poètiques; 1). 182 Seiten. ISBN 978-84-936094-9-8.

Der vorliegende Sammelband ist die Frucht einer internationalen Tagung, die das Projekt „MIMESI. El pensament literari a l'àmbit català durant l'edat moderna“, eine Forschergruppe unter Leitung von Josep Solervicens, im Mai 2008 an der Universität de Barcelona veranstaltet hat. Bei MIMESI handelt es sich um einen Zusammenschluss von Literaturwissenschaftlern unterschiedlicher Universitäten in und außerhalb Kataloniens, die es sich

zur Aufgabe gemacht haben, jene Parameter zu studieren, welche die literaturtheoretische Reflexion im katalanischen Raum von der Renaissance bis zur Aufklärung bestimmen.¹ Trotz der auch im Untertitel des Projekts genannten geographischen Beschränkung ist die von den beteiligten Forschern verfolgte Perspektive – sinnvollerweise – eine europäische: Es geht nicht nur darum, die im katalanischen Kontext entstandenen poetologischen Texte zu erschließen und in Form kommentierter Ausgaben zugänglich zu machen,² diese ‚katalanischen Poetiken‘ werden auch dahingehend untersucht, wie sie sich zu den theoretischen Diskussionen jenseits der eigenen Sprachgrenzen verhalten, im Besonderen, auf welche Weise sie antike (Platon, Aristoteles, Horaz) und moderne Dichtungstheorien (Landino, Robortello, Castelvetro, Tasso, Guarini, Gracián, Tesauro, Boileau, Luzán etc.) rezipieren, interpretieren und imitieren.

Über den katalanischen Tellerrand hinaus blickte man auch bei der ersten von MIMESI organisierten Tagung „Conceptes clau de la poètica barroca: un nou sistema epistemològic i estètic“, deren Erträge nun in Buchform vorliegen. Nichts weniger als eine „visió sistemàtica i renovada de la poètica europea del Barroc“ verspricht der Herausgeber Solervicens in der Einleitung (10, Hervorh. von mir). Die ‚Neuheit‘ des hier verfolgten Ansatzes bestehe darin, dass die barocke Poetik nicht, wie so oft, auf rhetorische Opulenz reduziert und damit unter rein ästhetischen Vorzeichen verstanden werde, sondern – in Anlehnung an die Arbeiten von Foucault, Küpper und Ansaldi – als Zeugnis für die Episteme der Epoche. Von der Art und Weise, wie die barocken Poetiken tradierte Konzepte, wie etwa das der Mimesis, in Abgrenzung zu früheren Epochen definieren oder aber neue Konzepte, wie das der *agudeza*, in den poetologischen Diskurs einführen, könnten Rückschlüsse gezogen werden auf die epistemologischen Koordinaten, die das Denken der Zeit bestimmten. – Um es vorweg zu nehmen: Nicht alle Beiträge erreichen das theoretische Reflexionsniveau,

1 Für eine ausführliche Darstellung der Ziele und Methoden der Forschergruppe siehe die in der Ausgabe 22 (2009) dieser Zeitschrift erschienene Projektbeschreibung von Antoni L. Moll („Projecte *Mimesi*. Idees literàries catalanes del Renaixement, del Barroc i de la Il·lustració“, 305–313) sowie den Internetauftritt: <<http://stel.ub.edu/mimesi/projecte.php>>.

2 Auf diesem Feld leistet MIMESI Pionierarbeit. Dem Interessierten sei der bereits erwähnte Internetauftritt empfohlen, auf dem sich eine Datenbank findet, welche die wichtigsten dichtungstheoretischen Texte enthält, die zwischen Renaissance und Aufklärung im katalanischen Raum entstanden sind (jedes Dokument ist versehen mit Informationen zu Text, Autor, Erscheinungsjahr, verfügbaren Handschriften und Editionen, Forschungsliteratur etc.).

das Solervicens in seiner überaus kenntnisreichen und interessanten Einleitung vorlegt. Die Entscheidung der Veranstalter jedoch, sich auf der Tagung derjenigen Konzepte anzunehmen, die das Fundament der barocken Poetik bilden, muss als glücklich bezeichnet werden, erlaubt es dieser Ansatz doch, zu einer Definition des Epochenbegriffs zu gelangen, die nicht allein auf chronologischen oder stilistischen Koordinaten basiert.

Betrachten wir nun die einzelnen Aufsätze genauer: Anne Duprat untersucht in ihrem sehr dichten, aufgrund der Informationsfülle leider zuweilen etwas schwer verständlichen Beitrag („*Mimesis et vraisemblance dans les poétiques italiennes et françaises de la première modernité (1575–1630)*“, 43–67) die Transformation, welche die Konzepte *Mimesis* und *vraisemblance* – beides Schlüsselbegriffe der aristotelischen Poetik – im Übergang von der Renaissance zum Barock erfahren. Zunächst zeigt sie auf, in welchen Kontexten der Begriff der *vraisemblance* in den Poetiken des genannten Zeitraums gebraucht wird – in Bezug auf das Verhältnis des poetischen Texts zur Welt, zu den Objekten der Nachahmung („*axe référentiel*“), in Bezug auf die interne Kohärenz der Fabel („*axe structurel*“), in Bezug auf das Verhältnis des Texts zu den Erwartungen des Publikums („*axe doxal*“), um dann in einem zweiten Schritt zu erläutern, weshalb die in der Renaissance vorherrschende ‚referentielle‘ Bedeutung des Begriffs bei Theoretikern wie Torquato Tasso und Jean Chapelain zugunsten der beiden zuletzt Genannten zurücktritt. Mit einem poetologischen Konzept, das zwar bereits in den antiken Dichtungstheorien enthalten ist, dem aber erst in den barocken Poetiken eine zentrale Rolle zufällt – dem ‚Wunderbaren‘ – beschäftigt sich Cesc Esteve („*Les poétiques de la meravella a Itàlia (1550–1700)*“, 71–96). Er beginnt mit den eher beiläufigen Bemerkungen des Stagiriten zum ‚*thaumastón*‘ im 9. und 24. Kapitel seiner Poetik und der Deutung, die diese in der Renaissance erfahren haben – bei Aristoteles und seinen Kommentatoren hat das Wunderbare nur dann seinen Platz in der Dichtung, wenn es eine instrumentelle Funktion innehat (z.B. beim Rezipienten Erstaunen, Schrecken, Wissensbegierde auszulösen), und handelt dann ausführlicher von der Aufwertung, die das Konzept in den poetologischen Abhandlungen des italienischen Cinquecento (Giason Denores, Torquato Tasso, Francesco Patrizi) erfährt, in denen die ‚*maraviglia*‘ als „*la forma essencial i la finalitat intrínseca i extrínseca de la poesia*“ (83) erscheint. Der sehr lesbare und informative historische Abriss endet bei den Theoretikern des 17. Jh. (Matteo Peregrini, Emanuele Tesauro, Sforza Pallavicino), die das Wunderbare in eine Poetik des *conchetto* integrieren. Dem Hauptvertreter des spanischen *con-*

ceptismo, dem Jesuiten Baltasar Gracián, widmet sich Emilio Blanco („Teórica flamante’: algunas notas (irreverentes) sobre la teoría de la agudeza de Baltasar Gracián“, 99–118). Er vergleicht die beiden Versionen des Traktats, den Gracián zur *agudeza* verfasst hat: den *Arte de ingenio, tratado de la agudeza* (1642) und *Agudeza y arte de ingenio* (1648). Aus Gründen, die er nicht *en détail* ausführt, gibt Blanco der zweiten, stark erweiterten Fassung den Vorzug vor der ersten. Beiden Versionen jedoch – und hier zeigt sich die im Aufsatztitel angekündigte ‚Respektlosigkeit‘ – wirft er vor, ihr eigentliches Ziel: eine Theorie der *agudeza* zu liefern, um Meilen zu verfehlen. Es mangle dem Traktat an Systematik, die Terminologie sei schwankend, weder der Begriff der ‚agudeza‘ noch der des ‚ingenio‘ würden definiert und die vorhandenen Definitionen seien widersprüchlich. Allein die von Gracián zur Illustration angeführten literarischen Beispiele vermöchten es, dem Leser eine Ahnung davon zu vermitteln, worin der „conocimiento agudo“ nun eigentlich bestehe (103).³ Mit der Poetik des *conchetto* und der *agudeza* kann auch ein Schreibstil in Verbindung gebracht werden, der im Barock eine Hochzeit feierte: der Lakonismus, von dem der Beitrag von Jorge García López handelt („Reflexiones en torno al estilo lacónico: historia y variaciones“, 121–147). Auch García López optiert für einen chronologischen Abriss, den er mit Justus Lipsius (1547–1606) beginnen lässt, der in seiner *Epistolica Institutio* die theoretischen Grundlagen für den lakonischen Stil legte. Dieser setzt sich zunächst nur in der lateinischen Prosa durch (als Gegenmodell zu dem schon Erasmus verhassten Ciceroianismus), ab dem ersten Drittel des 17. Jh. findet er jedoch auch den Weg in die Volkssprachen. Für den spanischen Kontext ist hierbei insbesondere das Werk Virgilio Malvezzis (1595–1653) von Bedeutung, dem der längere zweite Teil des Aufsatzes gewidmet ist (der Verfasser verweist hier u.a. auf Malvezzis Einfluss auf Autoren wie Quevedo und Gracián). Der Beitrag von Josep Solervicens („Remuntar de la mecànica comprensió’: la poètica barroca a l’àmbit català“, 151–182) weicht von den bisher besprochenen insofern ab, als er nicht ein einzelnes poetologisches Konzept oder eine Schreibweise in den Fokus rückt, sondern einen Überblick über die

3 Nur am Rande sei erwähnt, dass man sich als Leser, bei allem Vergnügen am ikonoklastischen Gestus, zuweilen auch in Blancos Ausführungen mehr Klarheit gewünscht hätte. Möglicherweise ist es der Überarbeitung des Vortrags geschuldet, dass einige für das Verständnis wichtige Informationen fehlen: so wird z.B. nicht erklärt, dass Blanco die Begriffe „discurso“ und „capítulo“ in Bezug auf Graciáns Werk synonym gebraucht, an einigen Stellen wird nicht deutlich, auf welche Kapitel er sich bezieht (siehe etwa 109).

barocke Poetik im katalanischen Raum versucht. Hierzu legt der Verfasser zunächst fest, welche Arten von Texten den Ausgangspunkt seiner Untersuchung bilden – eine Poetik im Sinne eines systematischen Traktats hat dieses Zeitalter nicht hervorgebracht, dafür jedoch eine Reihe anderer Texttypen (Kommentare, Rhetoriken, Metriken, Literaturgeschichten etc.), in denen literaturtheoretische Fragen diskutiert werden. In einem zweiten Schritt untersucht er, wie und in welcher Bedeutung zentrale poetologische Konzepte und Begriffe – ‚furor pòetic‘, ‚meravella & novetat‘, ‚mimesi & versemblança‘, ‚afectes & efectes‘, ‚fusió de gèneres‘, ‚fusió d’estils‘, ‚figures i trops‘ – in diesen Texten Verwendung finden. Das Ergebnis mag zunächst nur wenig überraschen: die ‚katalanischen Poetiken‘ greifen jene Konzepte auf, die auch das Fundament der italienischen, spanischen und flämischen Dichtungstheorien bilden. Das bei manchen Autoren aufscheinende Bemühen, diese Konzepte an theoretische Traktate der katalanischen Renaissance rückzubinden, zeugt jedoch von einem Bewusstsein für die eigene poetologische Tradition.

Zum Abschluss noch ein paar kurze Bemerkungen zu dem Beitrag von Klaus W. Hempfer („Riflessioni sulla possibile (forma di) razionalità dell’interpretazione letteraria“, 21–40), der die Tagung eröffnete und daher auch im Sammelband ganz an den Anfang gestellt wurde. Hempfer beschäftigt sich hier mit einer übergreifenden Fragestellung, die aber, wenn auch auf vermittelte Weise, durchaus mit dem Thema der Tagung zu tun hat: der literaturwissenschaftlichen Interpretation. Skeptisch bis ablehnend jenen Theoretikern gegenüber, die einem Ende der Interpretation das Wort reden, stellt er fest, dass jede Textlektüre zugleich auch eine Sinnzuschreibung bedeute, es daher also nur darum gehen könne, gute von schlechten Interpretationen zu unterscheiden. Wie eine auf rationale Kriterien sich stützende Interpretation aussehen könnte, formuliert er – in altbewährter Manier – in Form von drei Maximen, die, da sie die Richtschnur eines jeden Literaturwissenschaftlers bilden sollten (und im Fall der hier besprochenen Beiträge gebildet haben), im Folgenden wiedergegeben werden: 1. Interpretiere historisch und vermeide Anachronismen! 2. Erfasse den Text in seiner Gesamtheit und vermeide Nihilierungen! 3. Beziehe die Daten des Textes zunächst auf das literarische System und erst in einem zweiten Schritt auf andere soziokulturelle Systeme!

Die Tagung zur barocken Poetik bildete nur den Auftakt zu einer Reihe von Tagungen, die der Bestimmung der Schlüsselkonzepte dienen sollen,

die den Poetiken der unterschiedlichen Epochen zugrunde liegen.⁴ Man darf also auf weitere interessante Publikationen der MIMESI-Forschungsgruppe gespannt sein. ■

- Isabel Müller, Ruhr-Universität Bochum, Romanisches Seminar, Gebäude GB 7/147, Universitätsstraße 150, D-44780 Bochum, <Isabel.Mueller@rub.de>.

- Charles Fantazzi (Hg.): *A Companion to Juan Luis Vives*, Leiden / Boston: Brill, 2008 (Brill's Companions to the Christian Tradition; 12). 430 Seiten. ISBN 978-90-04-16854-1.

Erasmus von Rotterdam stellte Juan Luis Vives als den hellsten Stern einer kommenden Generation von Humanisten dar, als einen, dessen Ruhm seinen Namen eines Tages überstrahlen würde. Sein Scharfsinn, sein starkes Gedächtnis, seine Beredsamkeit, seine Gelehrsamkeit und sein philosophischer Tiefsinne zeichneten Vives, so Erasmus, vor allen anderen aus. Und, größter Respekterweis unter Humanisten, ließe man die Titel seiner Publikationen weg, vermeine man, nicht einen Zeitgenossen zu lesen, sondern ein Relikt aus den ‚glücklichen Zeiten‘ eines Tullius und eines Seneca vor sich zu haben.¹ Dennoch war es, so ein Interpretationsansatz, gerade der Schatten des großen Erasmus, der eine glänzendere Karriere behinderte. Zugleich verdeutlicht der Vergleich mit Erasmus, dass es Vives, der sich in allen relevanten Feldern humanistischer Gelehrsamkeit nicht nur umtat, sondern von Zeitgenossen vielbewunderte Schriften verfasste, letztlich an dem unbedingten Impetus zum *self-fashioning* mangelte, den wir insbesondere bei Erasmus in den verschiedensten Kontexten und medialen Konfigurationen beobachten. Wie kaum ein zweiter Gelehrter seines Ranges ist er rasch der (relativen) Vergessenheit anheimgefallen. Nachdem Vives bereits im 17. Jahrhundert kein relevanter Name mehr war, hat die Vives-Forschung der Moderne sich bemüht, Terrain gut zu machen. In wichtigen Arbeiten zum Humanismus ebenso wie in Überblicksdarstellungen figuriert er dennoch, wenn überhaupt, eher am Rande. Es ist Charles Fantazzis Ziel, mit der Herausgabe des hier zu besprechenden *Companion* einen Beitrag dazu zu leisten, Vives seinen angestammten Platz in der Reihe großer Humanisten zumindest in der historischen Retrospektive zu sichern.

4 Im Herbst 2010 fand diejenige zur Poetik der Renaissance statt, für Ende 2011 ist eine Tagung zu Aufklärung/Neoklassizismus geplant.

1 Allen, Ep. 1082.

In seiner Einleitung zeichnet Fantazzi das Schicksal Vives' und Vives' Schriften in der Forschung nach, was sich über weite Strecken als eine Geschichte der Lakunen liest. Enrique González González' Beitrag über Vives' Leben und Werke korrigiert zentrale Annahmen über Vives' Herkunft und Jugend, die von Generationen von Wissenschaftlern ungeprüft aus Gregorio Mayans' *Vita Vvis* aus dessen Ausgabe der *Opera omnia* (València 1782–1790) übernommen und weitergeschrieben wurden.

Charles Fantazzi selbst wendet sich dann Vives' Schriften über ‚Randgruppen‘ („Vives and the *Emarginati*“) zu und analysiert dabei etwas überraschend zunächst *De institutione feminae Christianae*. Es folgen Untersuchungen der im Gefolge des großen Erfolgs der *Institutio* verfassten Schrift über die Pflichten des Ehemanns (*De officio mariti*) und Vives' Schriften zur Armenfürsorge (*De subventione pauperum*). Fantazzi macht gleich zu Beginn klar, dass es Vives' Perspektive ist, die eine Kategorisierung von Frauen und Armen als gleichermaßen ‚randständig‘ erlaubt, doch erscheint es aus heutiger Perspektive kaum haltbar, dass gerade jene Schriften, die die Geschlechterordnung betreffen, als Peripheriephänomene figurieren sollen. Wenngleich Vives in der *Institutio* an mehreren Stellen Argumente vorbringt, die als liberal und frauenfreundlich gedeutet wurden, demonstriert er in *De officio mariti* deutlich, dass die Ehe als ein Herrschaftsverhältnis zu verstehen ist und dass die Schrift darauf ausgerichtet ist, den Machterhalt des Ehemanns absichern zu helfen. Beide Schriften zielen damit im Verbund nicht auf Randgruppen, sondern ins Zentrum gesellschaftlicher Hierarchiebildung. Fantazzi bietet ausführliche Rekapitulationen der einzelnen Kapitel im Blick auf die jeweilige Gesamtstruktur des Werkes, kontextualisiert die Texte mit großer Sachkenntnis und eröffnet durch die textnahe Darstellung einen Zugang, der insbesondere jenen hilfreich sein wird, die sich diesen Texten erstmals annähern.

Vives' soziale und politische Ideen stehen auch im Titel von Catherine Curtis' Beitrag („The Social and Political Thought of Juan Luis Vives: Concord and Counsel in the Christian Commonwealth“), der der Frage nach Vives' Pazifismus gewidmet ist. Curtis nimmt sich vor, die Genese seiner Idee eines pazifistischen, geeinten Europas im Angesicht der Türkengefahr nachzuzeichnen. Sie positioniert Vives' Ansatz im Gefolge der Erasmianischen Irenik, legt aber auch Bezüge zu englischen und italienischen Quellen offen, die bisher kaum Beachtung fanden. Obwohl sich Vives in *ex post* richtungsweisend erscheinender Weise mit Fragen der Herrschaftsausübung, des Machtmissbrauchs und der Befriedung der Nationen

befasst, bleibt auch Curtis allein das Fazit, dass Vives trotz der Avanciertheit seiner Positionen kaum Resonanz in späteren Generationen fand.

Als Vives' wichtigstes Werk wird in dem Band – in Übereinstimmung mit einem großen Teil der Forschungsliteratur – die Abhandlung *De disciplinis* (1531) eingeschätzt. Valerio Del Nero ordnet *De disciplinis* zunächst in den Kontext des frühneuzeitlichen Enzyklopädismus ein, um dann in einem detaillierten Durchgang durch die zwanzig Bücher – am bekanntesten sind die Teile *De causis corruptarum artium* (sieben Bücher) und *De tradendis disciplinis* (fünf Bücher) – zu argumentieren, dass *De disciplinis* mit seiner Diagnose der Degeneration der traditionellen Gelehrsamkeit und der Vorlage eines pädagogischen Programms ein Spiegel des europäischen Humanismus insgesamt sei („one of the most limpid mirrors of European humanism“, S. 226). In einem zweiten Beitrag widmet sich Del Nero Vives' weniger beachteter Schrift *De anima et vita* (1538), die er gleichwohl als „the philosophical highpoint of an intellectual life“ (S. 277) einstuft. Während insbesondere das dritte Buch als ein früher Beitrag zur Emotionspsychologie gelesen wurde, verwehrt sich Del Nero gegen selektive Lektüren und plädiert für eine verstärkte Kontextualisierung von *De anima et vita* mit Vives' pädagogischen Konzepten.

Peter Mack unternimmt es in seinem Beitrag, Vives' Schriften zu Rhetorik und Dialektik, die nach Macks Berechnung ein Sechstel seines Werks ausmachen, daraufhin zu prüfen, worin die originären Leistungen Vives' auf diesen Gebieten bestanden. Während Vives' Äußerungen zur Dialektik zum einen die humanistischen Forderungen nach einer Vereinfachung der aristotelischen Logik und nach einer Verkoppelung mit dem klassischen lateinischen Stilideal aufgreifen, beschäftigt er sich im Hinblick auf die Rhetorik vor allem mit Fragen des *ethos* und der Publikumswirkung. Insbesondere aus Letzterem resultiert seine Zurückweisung der drei antiken Redegattungen zugunsten einer weiter aufgefächerten Typologie von insgesamt zehn *genera*, die dazu geeignet sind, die schriftliche humanistische Produktion mit zu erfassen. Als mögliche Gründe für die mangelnde Resonanz dieser Schriften, die letztlich die Grundausbildung im Trivium betreffen, identifiziert Mack „Vives's lack of experience in teaching, his encyclopaedism and his failure to provide adequate directions for the use of his texts and sufficient practical examples [...]“ (S. 275).

De veritate fidei Christianae (posthum 1543) steht im Mittelpunkt des Beitrags von Edward V. George, der sich insbesondere auf Vives' selbstreflexive Aussagen zur Intention dieser Schrift konzentriert. Nachdem Vives das Gebiet der Theologie zeit seines Lebens gemieden und er ihm auch in

De disciplinis keinen Platz eingeräumt hatte, wandte er sich gegen Ende seines Lebens der Erarbeitung einer Verteidigung des christlichen Glaubens zu. Als Mischform von Traktat und Dialog (zwischen einem Christen, einem Juden und einem Muslim) angelegt, zielt der Text auf den Erweis der Superiorität der christlichen Religion. *De veritate fidei* operiert damit in der Tradition der Religionsdialoge des Mittelalters und blendet dabei die zwischenzeitlich erfolgte Spaltung der christlichen Kirchen nachgerade anachronistisch (aber in konziliatorischer Absicht) aus: „By couching his train of argument in the form of response to three adversary audiences – pagan, Jewish, and Muslim – Vives found a framework for his apologetics that generally sidestepped the burning theological issues that were tearing Europe apart“ (S. 356).

Einen erneuten Versuch der Erklärung der Spannung zwischen dem Ansehen, das Vives zu Lebzeiten genoss, und der Ignoranz, die ihm seither vor allem zuteil wurde, unternimmt Enrique González González zum Abschluss des Bandes. González wählt dafür den Weg einer Kartierung der Verbreitung von Vives' Werken im Druck und versucht, das Schicksal jedes einzelnen Werks nachzuzeichnen; dezidiert zurückgestellt wird demgegenüber die Behandlung von Rezeptionszeugnissen. Den Bedeutungsverlust Vives' ab dem Ende des 16. Jahrhunderts setzt er mit den religiösen und politischen Umbrüchen in Beziehung, die Europa im Gefolge der Reformation erfassten und die das Ende vormaliger wechselseitiger Toleranz von Protestanten und Katholiken in den wichtigsten Druckorten mit sich brachten. Abschließend zeichnet González die ‚Wiederentdeckung‘ Vives' in der Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts nach und identifiziert für Deutschland, Spanien und Belgien je spezifische nationale Schwerpunktsetzungen. Eine Auswahlbibliographie und ein *index nominum* beschließen den Band.

Auch wenn die Sammlung im Titel als umfassender *Companion to Vives* ausgewiesen ist, ist doch ihr Skopos auf seine „later more important writings“ (S. 4) beschränkt. Die ‚Spätphase‘ von Vives' Leben (1492/93–1540) wird als die Periode von 1521 bis 1540 angesetzt. Wichtige Schriften wie die *Fabula de homine*, *In Pseudodialecticos* oder die insbesondere von Erasmus hoch gelobten *Declamationes Syllanae* erfahren dementsprechend keine vertiefte Behandlung. Nicht nur erscheinen der alleinige Fokus auf Vives' letzte beiden Dekaden arbiträr und die Begründungsfigur der ‚Wichtigkeit‘ zumindest anzweifelbar, die Beschränkung ist auch dem übergeordneten Ziel des Bandes, Vives als eine Zentralfigur des europäischen Humanismus zu rehabilitieren, nicht zuträglich. Vives' zugegeben ausgesprochen breites

und vielfältiges Oeuvre nun in der Darstellung so zu beschneiden, scheint im Sinne einer Beförderung der Erforschung seiner Schriften und der Schaffung eines Grundlagenwerks für diese Beschäftigung nicht nur misslich, sondern kontraproduktiv. Wertvoll an dem Band und positiv hervorzuheben sind hingegen die genaue Vorstellung der berücksichtigten Texte, die ausführlichen Paraphrasen, Strukturdarstellungen und Zusammenfassungen, die den Zugang zu den teils sehr umfangreichen Arbeiten Vives' deutlich erleichtern. ■

- Anita Traninger, Freie Universität Berlin, Institut für Romanische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin, <anita.traninger@fu-berlin.de>.

- **Assumpta Camps: *El decadentismo italiano en la literatura catalana*, Bern / Berlin / Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 2010. 354 Seiten. ISBN 978-3-0343-0377-4.**

Die Verfasserin der vorliegenden Publikation, Assumpta Camps, gilt als ausgewiesene Forscherin nicht nur für die italienisch-katalanischen Kulturbeziehungen, sondern zumal seit ihrer Dissertation¹ als Spezialistin im Bereich der Rezeption des späten 19. Jahrhunderts (Carducci, Zola, D'Annunzio) in Katalonien. Im Zentrum der hier in kastilischer Fassung publizierten überarbeiteten Erträge ihrer Untersuchungen steht denn auch die Rezeption der *Décadence*, namentlich Gabriele D'Annunzios, in der katalanischen Dichtung zwischen 1884 und dem 1. Weltkrieg. Anders als bei der Erforschung der Wirkung dekadenter Strömungen in der spanischen Literatur handelt es sich um ein seitens der Forschung eher vernachlässigtes Gebiet, wobei die wissenschaftliche Literatur vor allem auf D'Annunzios Einfluss im Bereich des Theaters hingewiesen hat. Wenngleich Assumpta Camps demgegenüber *Décadence* in D'Annunzios Nachfolge im katalanischen Kontext als ästhetischen Faszinationstyp darstellt, der nach und nach alle Bereiche der Literatur erfasst, so bleibt auch nach Lektüre ihrer Arbeit die dramatische Produktion in quantitativer Hinsicht zentral. Gegen die im spanischsprachigen *Fin-de-Siècle*-Kontext kaum abweisbare These eines dominanten Einflusses von Rubén Darío möchte die Autorin vor allem D'Annunzio als Wegbereiter des *modernisme* in Katalonien stark machen. D'Annunzio als modernistischer Gründervater überrascht auch mit

1 „Recepció de Gabriele D'Annunzio a Catalunya“, Barcelona: Universitat Autònoma de Barcelona, 1990.

Fakten wie der Tatsache, dass sich die primäre Rezeption nicht nur in italienischer Sprache vollzogen habe: dass schließlich D'Annunzios Drama *La Gioconda* 1900 in Barcelona in dessen Muttersprache erstaufgeführt wurde, findet andererseits Parallelen in einer generellen linguistischen Tendenz der Epoche – man denke an Wildes *Salomé* oder Strindbergs *Confession d'un fou*. Im Zentrum stehen – ebenfalls epochentypisch – Neugründungen von Zeitschriften wie *Catalònia*, die zum Fürsprecher von D'Annunzios Werk wird, sowie *Juventut* und *El poble Català*, deren Lesart den D'Annunzianismus in den Dienst einer Bildungsideologie stellt, indem der italienische Dichterstürm zum Beispielautor der romanischen Erneuerung wird.

Die Studie verfolgt die Rezeption D'Annunzios in sechs nach Informationswert und Umfang keineswegs gleichgewichtigen Hauptabschnitten. Der erste Block (23–52) widmet sich der frühesten Rezeption der italienischen *Décadence*, die mit Notizen von Ramon D. Perés einsetzt, der D'Annunzio 1884 (anlässlich der *Jochs Florals*) im Zusammenhang mit seinem Kommentar von Ramon Basegodas Gedicht „Idili“ nennt und ihn hier (und in seinen späteren Texten) gegen Zola ausspielt. Künftig spaltet sich das Bild D'Annunzios in der katalanischen Wahrnehmung einerseits durch seine *Romanzi della Rosa* zum Muster dekadentistischer Prosa, andererseits durch seinen pseudonietzscheanische Messianismus zum Vorbild einer romanischen Erneuerung. Der italienische Romancier und Lyriker wird fortan zunächst einer sich verhalten definierenden Modernität zugeordnet, beschwört aber bei späteren Autoren Widerspruch gleichermaßen durch die lebensweltliche Attitüde eines mitunter auch lächerlichen Dandytums wie auch durch sein Oeuvre, dem der Vorwurf des Plagiats und stilistischer Unangemessenheit gemacht wird, wobei nach der Wende zum 20. Jahrhundert nicht selten Argumente aufgegriffen werden, die dem Repertoire von Max Nordaus viel gelesener, in mehreren romanischen Sprachen vorliegenden kulturkritischen Studie *Entartung* nahestehen, auf die Assumpta Camps mehrmals hinweist. Daneben erhält Katalonien Kunde von Neuerscheinungen und Erstaufführung durch Pressemitteilungen, insbesondere durch die Feuilletons eines obskuren „Cesare“ in *La Vanguardia*, der sich mit den Theaterstücken, hingegen nicht mit seiner Prosa auseinandersetzt, aber auch auf D'Annunzios politische Interventionen aufmerksam macht. So erscheint am Ende der ersten Rezeptionsphase zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Star der italienischen Literaturszene als formaler Experimentator einerseits, zum Anderen als Maßstab für Engagement in seinen Bemühungen einer romanischen Erneuerung.

Im zweiten Abschnitt (53–104) widmet sich die Autorin der frühen Absorption D’Annunzios in der katalanischen Literatur. Jene verbindet sich mit dem Modernisten Joan Pérez-Jorba, der im Juni 1898 eine längere Studie über den Italiener in mehreren Lieferungen der wenige Monate zuvor in Barcelona gegründeten Zeitschrift *Catalònia* veröffentlicht und der Kritik an D’Annunzio als Eklektiker, Dilettant und Modeautor entgegentritt. Nicht nur wird in Pérez-Jorbas Lesart der italienische Autor zumal durch seine Prosatexte endgültig zum zeitgenössischen Gegenentwurf zu einem zu überwindenden Naturalismus; im vitalistischen Kontext von 1898 wird er für Erneuerungskonzeptionen im Rahmen eines Programms nationaler Regeneration assimiliert. Diese Rettung erfolgt allerdings um den Preis eines *Décadence*-Konzepts, das den Italiener als „kraftvollen *décadent*“ gegen die nordische Dekadenzstimmung abheben muss. Zumal die Romane *Il trionfo de la morte* und *Il fuoco* erlangen in dieser regenerationistischen Lesart eine ähnliche Stellung wie Goethes *Werther* für die spätere Romantik. In Kontakt mit Joan Pérez-Jorba stehen zur gleichen Zeit Autoren des *Grup de Reus* – Ignaci Bo i Singla, Pere Llovet i Ordeix, Emili Bolart, Anton Marca und Joan Gaya –, deren Kenntnis der Werke D’Annunzios, wie Assumpta Camps ausführt, freilich begrenzt, womöglich aus zweiter Hand, blieb. Ebenfalls ein Produkt der zweiten Rezeptionsphase, widmet sich die zwischen 1900 und 1906 publizierte Zeitschrift *Juventut* ausgiebig dem Schaffen D’Annunzios, ausgelöst durch den Starkult, der sich auch in Barcelona um Eleonora Duse anlässlich ihres Auftritts in *La Gioconda* entwickelt. Der herausragende Exeget D’Annunzios im Umkreis der *Juventut* wird Salvador Vilaregut, der den Italiener 1901 gegen Vorwürfe der Unmoral als Beispiel eines modernen lyrischen Dramas postuliert.

Das dritte große Kapitel (105–255) geht von dem Programm kultureller Erneuerung aus, das in der Zeitschrift *El Poble Català* entwickelt wird. Auf Grundlage einer Umdeutung des Idealismus des 19. Jahrhunderts streben die katalanischen Autoren aus dem Umfeld von *El Poble Català* eine von D’Annunzio beeinflusste Konzeption des *modernisme* an, die auf ein Engagement des Künstlers in der Gesellschaft abzielt. Camps gliedert die Liste der Autoren in die Vordenker (Alomar, Diego Ruiz, Manuel de Montoliu), die Gruppe um die „Nueva Pléyade“ (Jeroni Zanné, Pere Prat i Gaballí, Artur Martínez i Serinyà, Alfons Maseras, Ramon Vinyes, Vicenç Solé de Sojo, Alexandre Plana), es folgen die Gruppe um Josep Tharrats aus Girona und die Modernisten aus València. Neben D’Annunzio wird Carducci zum stilistischen Modell einer Dichtung, auf der die eigene katalanischsprachige Produktion jener Dichter fußt. D’Annunzios Werk inhärente

Tendenzen wirken dabei auf die Schaffung einer in ihrer Artifizialität neuartigen Sprachform hin, die ihren elitären Gestus herauskehrt.

Der letzte große Abschnitt (255–319) gilt der Rezeption D’Annunzios als Modell einer dramatischen Dichtung, deren hohe Stillage sich vom Boulevardstück gleichermaßen wie vom costumbristischen Theater der Epoche distanziert. Im Zentrum der Debatten stehen einmal mehr D’Annunzios *Francesca da Rimini*, *La città morta* und *La Gioconda*. Diese Stücke werden zum Muster einer nationalen Theaterproduktion, die vor allem D’Annunzianische Themen und Figuren adaptiert. Neben den in Kapitel III genannten Autoren wird vor allem Àngel Guimerà zur Kristallisationsfigur dieser Tendenzen.

Im Anschluss (329–342) setzt sich Camps kurz mit der D’Annunzio-Rezeption bei Eugeni d’Ors’ auseinander, der zu den Autoren um *El Poble Català* auf Distanz geht. Doch wengleich er als Gegengewicht zu einem zu überwindenden Übermenschentum italienischer Provenienz vorzugsweise die „*école romane*“ Jean Moréas’ und die Kulturkritik eines Charles Maurras ins Feld führt, so akzeptiert er dennoch das symbolistische Erbe des Italieners um seiner Artifizialität willen als Vorbild und rettet so letztlich den großen Stilisten der *Décadence*. Schließlich finden sich die Spuren der finisäkulären Ästhetik nicht nur in seinen frühen literarischen Arbeiten wie *La mort d’Isidre Nonell* (1905) und dem *Glosari* (1915ff.), sondern wirken vor allem in seinen späten, viel gelesenen Versuch einer ästhetischen Theorie des Barocks nach.²

Auch mit dem Ausbruch des 1. Weltkriegs bleibt D’Annunzio ein Referenzautor, wie sich an weiteren Übersetzungen seiner Werke und an der anhaltenden Diskussion in den literarischen Zeitschriften offenbart. Diesem Aspekt ist als eine Art von Coda der letzte Abschnitt der Untersuchung (343–355) gewidmet. Die bipolare Ästhetik, die die Autorin über zwei Jahrzehnte hinweg aus der Abfolge der Debatten herausgeschält hat, lässt sich bis in diese Phase weiter verfolgen. Während noch Carles Riba 1917 D’Annunzios viel gerühmte Ode „*La nave*“ („*La nau*“) überträgt, ventiliert in der Zeitschrift *La Revista* der Kritiker López-Picó noch einmal den Immoralismusvorwurf. Bis in die Epoche unmittelbar vor dem Bürgerkrieg ändert dies freilich nichts daran, dass auch junge Dichter die Wortkunstwerk D’Annunzios – zumal seine Lyrik – ins Katalanische übertragen, um noch in der modernen katalanischen Dichtung – bei Sarsanedes und Gimferrer – Spuren zu hinterlassen.

2 *Lo Barroco*, Madrid: Aguilar, 1944.

Kritisch ist anzumerken, dass der überwiegende Teil der Studie ausschließlich die Diskussionen um den großen Dekadenzdichter wiedergibt, die weniger eine literarästhetische als eine mentalitätsgeschichtliche Auseinandersetzung reflektieren. Insbesondere in den breit angelegten Kapiteln III und IV vermisst man detaillierte Auseinandersetzungen mit den katalanischen Einzelwerken unter einer „D’Annunzianischen“ Perspektive. Wo die Autorin über die Analysen von zeitgenössischen Diskussionen hinausgeht, beruhen die erkannten Bezüge auf einer rudimentären thematischen und stilistischen Analogiebildung, ohne dass die besprochenen Werke plastisch würden; besonders den letzten beiden Abschnitten hätte mehr analytische Tiefgründigkeit keineswegs geschadet. Bei allem Reichtum an literarhistorischen Details der Epoche bleibt die Studie von Assumpta Camps insofern weniger eine vergleichende Studie poetischer Werke denn die Relektüre einer ästhetischen Diskussion, die parallel auf dem Feld gesellschaftlicher und moralischer Fragen geführt wurde.

Dass der Arbeit ein stringenter methodischen Impetus fehlt, wäre durchaus zu verschmerzen, hätte die Verfasserin nicht in ihrer Einleitung explizit mit einer Batterie von klingenden Namen (Wellek / Warren, Jauß, Bürger, Gumbrecht) eine theoretisch-methodische Bataille zur Begründung ihrer rezeptionsästhetisch argumentierenden Konzeption (10–16) losgetreten, deren Konventionalismus letztlich angesichts der Ergebnisse eine solche Apologie weder rechtfertigt noch ihrer bedarf. Stattdessen wäre als Abschluss des faktenreichen Buches eine Gesamtbibliographie, ein Namens- und Werkregister und vielleicht auch ein Tableau der Publikations- und Uraufführungsdaten durchaus willkommen gewesen. ■

- Gerhard Wild, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Institut für Romanische Sprachen und Literaturen, Grüneburgplatz 1, D-60629 Frankfurt am Main, <wild@em.uni-frankfurt.de>.

- Heike van Lawick: *Manual de traducció alemany-català*, Vic: Eumo Editorial etc., 2009 (Biblioteca de Traducció i Interpretació; 14). 375 Seiten. ISBN 978-84-9766-318-2.

Die Zielgruppe des vorliegenden Bandes setzt sich nach Aussage der Verfasserin aus Studierenden der Studiengänge ‚Übersetzen und Dolmetschen‘, Studierenden philologischer Studiengänge „que vulguin canviar d’orientació acadèmica“ (S. 11) sowie Absolventen und Absolventinnen

von Studiengängen im Bereich ‚Übersetzen und Dolmetschen‘, die in der Lehre tätig werden wollen, zusammen. Der Band ist aus einem in der spanischen Evaluierungs- und Akkreditierungspraxis erforderlichen *projecte docent* hervorgegangen und hat darum, wie van Lawick in der einführenden *Presentació* auch darlegt, eine deutlich didaktische Ausrichtung (S. 11). Auf diese Grundlage geht auch die Organisation des dargebotenen Materials in den Einzelkapiteln in *tasques*, also unterschiedliche praktische Aufgabenstellungen, zurück. Diese sind in den Kapiteln als didaktische Einheiten mit jeweils relevanten theoretischen Ausführungen zusammengeführt. Dabei werden in variierender Abfolge die von der Übersetzungsdidaktik traditionell geforderten Inhalte – kontrastive Fragestellungen zur Mikrostruktur, die Makrostruktur betreffende Aspekte und Verknüpfung mit der Funktion des Zieltextes und ggf. dem Übersetzungsauftrag – jeweils berücksichtigt. Ein wesentliches Kriterium bei der Auswahl der zu übersetzenden Texte war die in der Übersetzungswissenschaft heute völlig selbstverständlich geforderte Authentizität der Texte, welche im vorliegenden Band entweder mit einem konkreten Übersetzungsauftrag oder mit anderen praktischen Aufgaben verknüpft werden. Interessant ist im Hinblick auf die Übungstexte der Hinweis der Autorin, wonach diese „han estat reproduïts sense més intervenció que la correcció d’errates i alguna breu supressió que s’adverteix oportunament“ (S. 12). Hierzu wäre anzumerken, dass gerade der Umgang mit Fehlern in Ausgangstexten durch die Übersetzer bzw. Übersetzerinnen in der Übersetzungsdidaktik ausgiebig behandelt wird, da de facto ein Großteil der Ausgangstexte defektiv ist (vgl. hierzu Schmitt, 1999). Entsprechend ist in der Ausbildung von Übersetzern der Umgang mit Defekten im Ausgangstext – Erkennen, Prüfen, Beheben oder Umgehen – unbedingt zu üben. Wie Nord (1991: 17) feststellt, kann es in Texten durchaus vorkommen, dass die Intention des Senders im Ausgangstext nicht vollständig verwirklicht wird; das kann auch daran liegen, dass aufgrund von Tippfehlern Texte schwer lesbar oder missverständlich werden. Eine Korrektur von Fehlern, die den Studierenden zur Bearbeitung und Übersetzung vorgelegt werden, ist also eine nicht unbedingt ideale Bearbeitung von Texten, die als authentisch gelten sollen.

Das erste Kapitel kann als exemplarisch für die Umsetzung der didaktischen Konzeption angesehen werden und soll darum hier genauer untersucht werden. Van Lawick behandelt im ersten Teilkapitel den Übersetzungsprozess und das Textverständnis. Dies geschieht unter wesentlicher Bezugnahme auf Nord und ausführlicher Behandlung der Rolle des Auftrags, womit die übersetzungswissenschaftliche Ausrichtung deutlich als

funktional zu bestimmen ist. Anschließend geht es dann um die Rolle des Textverständnisses und der Dokumentation für die Übersetzung. Im zweiten Unterkapitel wird, aus kontrastiver Sicht, das Adjektiv behandelt, das in der deutsch-katalanischen Perspektive als besonders anspruchsvoll oder problematisch für die Übersetzung identifiziert wird. Nach einer Darlegung der morphologischen und syntaktischen Unterschiede zwischen Adjektiven im Deutschen und Katalanischen geht das Kapitel dann zur Behandlung der Übersetzung von Adjektiven über. Im dritten Teilkapitel folgt danach in einer tabellarischen Übersicht eine Reihe von neun *Activitats pràctiques*, wie z. B. „Reformulació segons el destinatari o la funció del text meta“, „Traducció sense diccionari“, „Aplicació d’estratègies per a captar el sentit del text original“ oder „Forma, funció i traducció de l’adjectiu“, jeweils unter Angabe des dafür zu nutzenden „Materials“ (S. 27), womit auf die nachfolgend aufgeführten Texte, Tabellen und Übersichten Bezug genommen wird. Auf den Folgeseiten werden die einzelnen Arbeitsaufgaben dann in derselben Reihung und jeweils unter Darbietung mit diesen in der Tabelle genannten Materialien aufgeführt. Es erschließt sich mir nicht, wofür die „Estructura“ genannte Tabelle dienlich sein soll, da die Arbeit mit den Materialien der Tabelle nicht bedarf und die Strukturübersicht umgekehrt nicht wie ein Index zu gebrauchen ist, da keine Seitenangaben eingeschlossen sind und somit die Suche bestimmter Texte oder Aufgaben doch durch Querlesen erfolgen muss. Die Angaben der Texte in der Tabelle sind wohl nur bei Vertrautheit mit ihnen von Nutzen, da Titel wie „Fragen und Antworten 1“ keinen unbedingten Wiedererkennungs- oder gar Informationswert haben. Die als „Material“ immer wieder gegebenen Tabellen mit leeren Kolumnen – zum Ausfüllen durch den Leser? – lassen das Werk mehr als Arbeitsbuch denn als Handbuch erscheinen, was aber möglicherweise beabsichtigt ist.

Zu den Aufgaben, wie beispielsweise *Tasca 6*, wäre anzumerken, dass die Texte zwar authentisch im Sinne von „echt“, also nicht konstruiert sein mögen (wenngleich der als *Text de treball 1.6* präsentierte Text mit der Quelle „Brockhaus Enzyklopädie (adaptat)“ [S. 35] in dieser Hinsicht etwas fragwürdig erscheint, da der Zusatz „adaptat“ meines Erachtens per se bereits im Widerspruch zur angekündigten Authentizität steht). Allerdings erscheinen die Übersetzungsaufträge zu diesen Texten nur manchmal wirklich authentisch bzw. sind so formuliert, dass die Leser des Werks zwar erfahren, *wie* sie übersetzen sollen („fent ús de tots els recursos comentats“, S. 35), aber nicht, *zu welchem Zweck* bzw. *für welche Zielgruppe* sie dies tun sollen, was einen authentischen Übersetzungsauftrag eigentlich

ausmacht. Werden derartige Angaben gemacht – wie die zu Kunden und Empfänger der Übersetzung –, so stellt sich mir dennoch teilweise ernsthaft die Frage, ob die Verfasserin selbst derartige Aufträge wirklich als *authentisch* einstuft: Der von Kurt Tucholsky 1934 bei Ersuchung der schwedischen Staatsbürgerschaft verfasste Lebenslauf soll für einen katalanischen Verlag übersetzt werden „que prepara un manual enciclopèdic sobre literatura europea; es tracta de fer una traducció sintètica del text, amb el propòsit de facilitar al client el màxim d’informació objectiva perquè puguí utilitzar-la en la redacció pròpia de l’entrada sobre Tucholsky“ (S. 44). Diese Arbeitsaufgabe dient sicher der Vermittlung von Wissen über einen der großen deutschen Autoren und kann zugleich als Ausgangspunkt für eine Debatte über das Dritte Reich und die Verfolgung von Oppositionellen dienen und hat somit im Übersetzungsunterricht für Katalanischmuttersprachler sicher besonderen landeskundlichen Wert. Als „authentischer“ Übersetzungsauftrag wäre er wahrlich skurril und könnte konstruierter kaum sein. Nimmt man an, es handle sich um einen „authentischen Vorgang“, so beginnt das Sonderliche bereits bei der Auswahl des – übrigens ohne entsprechende Anmerkung wesentlich gekürzten – Textes, der im Januar 1934 endet, somit also gut zwei Jahre vor dem Tod Tucholskys. Der Text lässt damit so wesentliche Fragen wie die nach dem Erfolg des Einbürgerungsantrags und nach dem weiteren Leben (und Tod) des Autors, der sich im Dezember 1935 in Göteborg das Leben nahm, unbeantwortet. Den Studierenden muss sich die Arbeitsaufgabe als höchst fragwürdig darstellen, weil sie bei auch nur ansatzweiser Recherche schnell erkennen müssen, dass der Text für den vorgegebenen Zweck denkbar untauglich ist. Damit wird sich ihnen die Frage nach dem (konstruierten) Grund für die Wahl, dem (natürlich nicht existenten) Urheber der Entscheidung, aufdrängen: Welcher Mitarbeiter eines Verlages hätte eine derartige Entscheidung getroffen, einen solchen Text für einen solchen Zweck zu wählen? Es reicht meines Erachtens nicht aus, authentische Texte zu wählen, auch die dazugehörige Aufgabenstellung muss so authentisch wie möglich sein.

Viele der Texte und auch die Kommentare einiger als „elements lèxics marcats (DDU)“ identifizierter Lexeme wie beispielsweise *promovieren*, das als ‚die Doktorwürde erlangen‘ erklärt wird (S. 42), lassen die Frage aufkommen, wie die Studierenden, mit denen das vorgestellte Material gemäß Aussage der Autorin in der Präsentation des Werkes ausprobiert wurde, mit diesen Texten gearbeitet haben: ohne Wörterbücher im Übersetzungsunterricht? Bei Arbeit mit Wörterbüchern ist *promovieren* eher zu finden als

die Paraphrasierung; „DDU“ hat sich mir ohne Abkürzungsverzeichnis leider nicht erschlossen.

Die Vernachlässigung typographischer Aspekte ist in der Übersetzungslehre leider noch immer die Regel; im vorliegenden Band kommen einigen Interpunktionszeichen und typographischen Zeichen bzw. Konventionen immerhin eigene Unterkapitel zuteil (s. 4.3.3), und Aspekte wie Spiegelstriche werden sogar in den Aufgaben explizit berücksichtigt (s. S. 321); mit dieser Ausführlichkeit werden solche Aspekte sonst in vergleichbaren Werken nur selten behandelt, wenngleich auch hier keine systematische Behandlung des Themas vorliegt. Zugleich finden sich im Text aber leider auch typographische Kardinalsfehler, so beispielsweise ein Seitenumbruch im Titel eines Textes – bei „Eigenhändige Vita / Angefertigt zur Erlangung der schwedischen Staatsbürgerschaft im Januar 1934“ (S. 41–42) –, was den typographischen Regeln für den Satz widerspricht. Typographisch gesehen ist das Buch somit unbedingt verbesserungswürdig.

Die meisten der Arbeitsaufgaben in diesem Band erscheinen sehr sinnvoll für einen Übersetzungsunterricht, der auch bzw. vor allem auf eine Verbesserung der Sprachkenntnisse abzielt. Dies entspricht der Realität an spanischen Universitäten, wo nur ein Bruchteil der Studierenden des Deutschen mit Vorkenntnissen beginnen, die es ihnen erlauben würden, selbst leichte Texte aus dem Deutschen zu übersetzen. Die Abkehr von der *filologia alemanya* ist in den katalanischsprachigen Regionen Spaniens, wie im Rest des Landes auch, einhergegangen mit einer Zunahme der Zahlen von Studierenden des Deutschen in Studiengängen zum Übersetzen und Dolmetschen. Mit dem zunehmenden Angebot an *Estudis de traducció i interpretació* sind die Eingangsvoraussetzungen kontinuierlich heruntergeschraubt worden, so dass das niedrige Anfängerniveau nicht verwundern darf. Somit ist der vorliegende Band für die Übersetzerausbildung an katalanischsprachigen Universitäten mehr als angemessen. ■

■ Literaturangaben

- Nord, Christiane (2019): *Textanalyse und Übersetzen. Theoretische Grundlagen, Methode und didaktische Anwendung einer übersetzungsrelevanten Textanalyse*. Neu bearbeitete Auflage, Heidelberg: Julius Groos.
- Schmitt, Peter A. (1999): *Translation und Technik*, Tübingen: Stauffenburg..

■ Carsten Sinner, Universität Leipzig, Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, <sinner@uni-leipzig.de>.

- *The Architect of Modern Catalan. Pompeu Fabra (1868–1948). Selected Writings*, Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 2009. XXXII, 240 Seiten. ISBN 978-90-272-3264-9.

Versehen mit dem Untertitel einer Schriftenauswahl, erschien im international angesehenen linguistischen Fachverlag Benjamins diese erste umfanglichere englischsprachige Monographie über den katalanischen Philologen und Sprachplaner Pompeu Fabra, deren Bearbeitung in den Händen von Joan Costa Carreras (Universität *Pompeu Fabra* Barcelona) und Alan Yates (Universität Sheffield) lag. Doch bereits der Blick in das Inhaltsverzeichnis verrät, dass es sich bei dieser Publikation um mehr als eine Anthologie von Texten des Barceloniner Ingenieurs, der als ‚Vater‘ der modernen katalanischen Schriftsprache gilt, handelt.

Das Buch wird eröffnet durch drei Geleitworte, die aus der Feder von Joan Josep Moreso, dem Rektor der UPF, von Salvador Giner, dem Präsidenten des *Institut d'Estudis Catalans*, und von Joan Martí i Castells, zum Zeitpunkt des Erscheinens des Bandes Präsident der Philologischen Sektion des IEC, stammen (S. XIII–XXIV). Diesen folgt ein Vorwort des Wiener Soziolinguisten Georg Kremnitz (S. XXV–XXXII). Der eigentliche Inhaltsteil des Buchs gliedert sich in drei Sektionen: Im Anschluss an eine kurze Einleitung, die die Konzeption des Bandes erläutert, liefern Costa und Yates in Kap. 2 „The Catalan Language“ (S. 3–28) ein Kurzportrait der katalanischen Sprache, wobei sie auf Verbreitung, dialektale Gliederung, die Grundzüge der externen Sprach- und der Literaturgeschichte sowie auf die aktuelle soziolinguistische Situation eingehen. Eine bibliographische Übersicht, die Lernmaterialien, nützliche Internetquellen und weiterführende Überblicksliteratur zum Katalanischen vor allem in englischer, französischer und spanischer Sprache erfasst, schließt dieses Kapitel ab.

Dem folgt ein umfangliches Kap. 3 „Pompeu Fabra: A life's work in applied linguistics“ (S. 29–101), in dem Joan Costa auf die Biographie des Philologen, auf seine Tätigkeitsfelder als Sprachtheoretiker und Sprachplaner, als Grammatikograph und Lexikograph, als Übersetzer und Ortsnamensforscher eingeht, wo er aber vor allem die Grundprinzipien der von Fabra entworfenen Standardvarietät des Katalanischen, die von ihm zugrunde gelegten Kriterien und deren Gründe und von Fabra dabei vertretenen Positionen eingeht. Auch dieses Kapitel schließt mit einer Bibliographie, die alle von Costa erwähnten Schriften Fabras – nach Publikationssprachen geordnet – sowie weiterführende Referenzen zum Normie-

rungs- und Standardisierungsprozess im Katalanischen enthält. In Kap. 4 (S. 103–219) folgt schließlich die eigentliche Anthologie, der der Übersetzer Alan Yates eine detaillierte Beschreibung der ausgewählten Texte, der Auswahlkriterien, der bei der Übersetzung befolgten Prinzipien sowie Anmerkungs- und Darstellungskonventionen voranstellt. Die Auswahl umfasst 59 Texte, vom 1892 in *La Vanguardia* erschienenen Beitrag „Sobre la reforma lingüística y ortográfica“ bis zur Präsidialrede, die Fabra bei den *Jocs Florals* von Barcelona im Jahre 1934 hielt. 43 der 59 übersetzten Texte bzw. Textauszüge stammen aus den „Converses filològiques“, die Fabra zwischen 1919 und 1928 im katalanistisch-republikanischen Presseorgan *La Publicidad/La Publicitat* veröffentlicht hatte. Auch so zentrale Beiträge wie das Vorwort zur ersten Ausgabe des *Diccionari ortogràfic* des IEC, „Les normes de l’Institut“, und Fabras Sprachideologie erhellende, seine gegenüber dem Kastilischen dezidiert differentielle Standardisierung begründende Texte wie die Eröffnungsrede „L’obra de depuració del català“, die er 1924 im *Ateneu Barcelonès* hielt, werden berücksichtigt. Ein detaillierter Sach- und Namensindex schließt den Band.

Das Projekt dieses Buches ist aus dem Pompeu-Fabra-Gedenkjahr hervorgegangen, das die UPF im Akademischen Jahr 2006/07 organisiert hatte und in dessen Rahmen wiederholt bedauert wurde, dass es nahezu keine Materialien über den *ordenador* der modernen katalanischen Schriftsprache in der führenden Wissenschaftssprache Englisch gäbe. Und in der Tat wird beim Blick auf die im Buch enthaltene Bibliographie augenfällig, dass – abgesehen von Aina Torrents 1997 in Deutschland auf Spanisch erschienener Dissertation *Pompeu Fabra y la configuración del catalán moderno* (Bonn: Romanistischer Verlag) – nahezu kein monographisches Schrifttum zu Fabra in einer anderen Sprache als auf Katalanisch vorliegt. *Pompeu Fabra. Selected Writings* zielt darauf ab, Person und Werk des Sprachnormierers einem linguistisch versierten, aber katalanistisch kaum informierten Fachpublikum näherzubringen: „[t]he goal of the project is to put a representative selection of texts by Pompeu Fabra at the disposal of international specialists, through the medium of English“ (S. 1). Diesem Ziel wird die Publikation gerecht. Ihr Anliegen geht aber deutlich weiter: die Herausgeber Costa und Yates kontextualisieren Fabras Werk im politisch-sozialen, kulturell-künstlerischen und geistesgeschichtlich-ideologischen Umfeld seiner Zeit und versuchen so nachvollziehbar zu machen, weswegen sich Fabra einerseits gegen bestimmte in der *Renaixença* vertretene rückwärtsgewandte Ansichten zur (Gestaltung der) katalanischen Schriftsprache aussprach und andererseits – wie bereits angedeutet – einen relativ

puristischen, klar auf Entkastilisierung des Schriftkatalanischen und des katalanischen Standards allgemein ausgerichteten Kurs vertrat. Auch die sprachplanerisch-praktischen Aspekte in Fabras Ansatz werden von den Herausgebern hinreichend expliziert. Sprachnormierung bedeutet immer Auswahl aus (und Einschränkung von) vorhandener Variation; in den Kap. 3.3.5–6. geht Joan Costa klar und konzis darauf ein, wie Fabra mit den verschiedenen Variationsebenen (der diachronischen, diatopischen, diastratisch-sozialen und diaphasisch-funktionalen) umging und wie sein Kodifizierungskonzept zu jenem zwischen mono- und plurizentrischer Normierung vermittelnden „Erfolgsmodell“ wurde, das z.B. die Unterzeichnung der *Normes de Castelló* im Jahr 1932 ermöglichte. Ebenso wird auf die von Fabra vertretenen Standpunkte zur Position des Katalanischen innerhalb der romanischen Sprachen eingegangen, insbesondere auch durch Georg Kremnitz, der in seinem Vorwort Fabras Blick auf das Verhältnis Katalanisch-Okzitanisch thematisiert.

Es versteht sich von selbst, dass in einer Einzelmonographie wie dieser nicht das gesamte – und für die Normierungsgeschichte des Katalanischen ja auch nicht gleichermaßen wichtige – Werk Fabras berücksichtigt werden kann; dafür stehen den Spezialisten die auf 11 Bände angelegten und mittlerweile beim siebten Teilband angelangten *Obres completes*, ediert von Jordi Mir und Joan Sola † (Barcelona: Proa *et al.*, 2005–), zur Verfügung. Das Benjamins-Buch kann dank der Synthesekapitel 2 und 3 auch als Einführung in das Katalanische schlechthin, gerade für Studierende anderer romanischer Sprachen, die eher zur Lektüre eines englischen als eines katalanischen Texts zu bewegen sind, verwendet werden. Es schließt damit gleich mehrere Lücken im Segment der Überblickswerke. ■

- Claus D. Pusch, Albert-Ludwigs-Universität, Romanisches Seminar, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg im Breisgau, <claus.pusch@romanistik.uni-freiburg.de>.

- Anke Wunderwald: *Die katalanische Wandmalerei in der Diözese Urgell. 11.–12. Jahrhundert*, Korb: Didymos-Verlag, 2010 (Studien zur Kunstgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit; 7). 256 Seiten und 120 Tafeln. ISBN 978-3-939020-07-3.

Zu den herausragenden künstlerischen Leistungen Kataloniens am Beginn des Hochmittelalters zählen zweifelsohne jene seit etwa 1100 in beeindruckend hoher Qualität diesseits und jenseits der Pyrenäen entstandenen

Wandmalereien. Wenngleich heute einige der prominentesten Beispiele dafür dank einem seiner Zeit erstaunlichen Konservierungsaufwand, der in engem Kontext mit der Kulturpolitik Kataloniens zu Beginn des 20. Jahrhunderts stand, im *Museu Nacional d'Art de Catalunya* zu bewundern sind, so konnte sich der Verfasser dieser Rezension jüngst vor Ort davon überzeugen, dass einige der Werke weiterhin an den Originalplätzen in erfreulich gut restauriertem Erhaltungszustand studiert werden können – ein Umstand, der insbesondere bei mittelalterlichen Arbeiten seitens der Kunstwissenschaft von immer größerem Interesse ist, da das enge Zusammenwirken von geographischen, architektonischen und liturgischen Momenten bei der Deutung dieser Frühform von Multimediakunst ein komplexes Wechselspiel von Theologie, Politik und Kirchengeschichte offenlegt, das dem heutigen Betrachter einen ursprünglich über das Bloß-Ästhetische merklich hinausweisenden ideologischen Wirkungsraum eröffnet.

Eine derartige Interpretation ausgewählter katalanischer Fresken, die lokalgeschichtliche, ikonographische und stilvergleichende Analysen zu einer funktionsgeschichtlichen Einordnung von beträchtlicher Luzidität zusammenfügt, hat sich in einer hinsichtlich des herangezogenen Quellenmaterials beeindruckenden Genauigkeit die vorliegende – in der Druckfassung gekürzte – Dissertation zum Ziel gesetzt, die durch den DAAD und zeitweilig auch durch ein „Rudolf-Brummer“-Forschungsstipendium gefördert wurde.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Hypothese, wonach die Fresken in mehrfachem lokalhistorischen Zusammenhang zu beurteilen seien. Demnach besteht ein Zusammenhang von Kunstentwicklung und der *Reconquista*, die in Katalonien gerade seit Ende des 11. Jahrhunderts voranschreitet. Als Parallele hierzu sei auf die Entstehung der nordspanischen Sakralarchitektur entlang des *Camino Real* verwiesen, aber auch die Begründung und Ausstattung von Kirchen und Klöstern im Roussillon – namentlich der bald nach der Rückeroberung begründeten, am katalanischen Jakobsweg gelegenen Kirche von Santa Maria del Vilar, und den in unmittelbarer geographischer Nähe liegenden, gleichfalls mit Meisterwerken der Freskenkunst dekorierten Bauten St Martin-de-Fenollar und Les Cluses bei Le Perthus. (Gerade die Begegnung mit diesen Fresken soll übrigens Anfang des 20. Jahrhunderts noch Picasso, damals zur Sommerfrische in Ceret, bei der nachkubistischen Erneuerung der Porträtmalerei inspiriert haben. Letzterer war überdies, wie man im Forschungsüberblick der Arbeit *en passant* erfahren kann, gemeinsam mit Josep Lluís Sert Kuratoriumsmit-

glied, als im Pariser *Jeu de Paume* 1937 katalanischen Wandmalereien einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt wurden.)

Der die Arbeit einleitende Forschungsüberblick (15–18, 40–52) führt in die Problemgeschichte nicht nur der kunsthistorischen Auseinandersetzung ein. Er zeigt vielmehr auch, wie die Fresken einerseits zum Kristallisationspunkt des neueren katalanischen Selbstverständnisses werden, wie sich aber zugleich die eingangs problematisierte Diskussion entzündet, ob die Werke im Museum oder vor Ort zu konservieren seien. Wenn die Forschung seit den 1930er Jahren, beginnend mit Arbeiten Charles L. Kuhns (Cambridge MA 1930) und Zervos' (Wien 1937) über die Romanik in Katalonien auf grundlegende Arbeiten verweisen kann, so pointiert die Verfasserin die Thematik durch funktionsgeschichtliche Bezüge in neuer Weise. Wie die archivalischen Untersuchungen der Verfasserin belegen, geht die *Reconquista* im Pyrenäengebiet mit der Expansion des Bistums Urgell in Maurenggebiet einher, namentlich das zu erobernde Barbastro. Guten Kontakten mit der römischen Kurie verdankt das Bistum Urgell seine allmähliche Emanzipation vom Einfluss der nordpyrenäischen Kirche, die sich im Rahmen der kirchenreformerischen Aktivitäten Gregors VII. vollzieht. All dies wird in dem lesenswerten und bei aller Dichte gut recherchierten zweiten Kapitel „Zur Geschichte der Diözese Urgell“ (53–84) knapp, aber plausibel und nicht nur für Mediävisten spannend nachgezeichnet. Der weitaus größere zweite Teil der Arbeit untersucht exemplarisch die Fresken einer Kathedrale (Sant Pere de la Seu de Urgell), einer Abteikirche (Sant Pere de Bungal) und einer Pfarrkirche (Sant Climent de Taüll) einerseits unter stilistischem Aspekt, andererseits aber vor allem mit Blick auf die Bildprogramme, wobei die Verfasserin die Differenzen zu zeitgenössischen lokalen Konventionen stärker markiert. Die historischen Vorarbeiten rechtfertigen sich spätestens hier, wo die Verfasserin mehrmals zeigen kann, wie einzelne Bischöfe, die katalanischen Adelsfamilien entstammten, Einfluss auf die inhaltliche Gestaltung der Fresken im Sinne der Propagierung militanter christlicher Heilsgewissheit nahmen, die sich u.a. in der Überhöhung der konventionellen Pantokratormotivik – vorzugsweise in der Apsiskonche installiert – durch Differenzen zeigt, die für die Verfasserin gerade im lokalhistorischen Rahmen einen Sinn entfalten. Details – etwa das Marienbild mit Abendmahlskelch in Sant Pere de Bungal – weisen auf eine Stärkung der römischen Liturgie hin, die erst im frühen 12. Jahrhundert allmählich den älteren spanischen Ritus verdrängt. In diesem Sinne gehen, so der zentrale Folgerung der Vf., die Rückeroberung

und die Vereinheitlichung der Liturgie auf der iberischen Halbinsel mit der semiotischen Konzeption der katalanischen Fresken einher.

Neben dieser politisch-ideologischen Lesart kann die Vf. aber auch eine kunsthistorisch-ästhetische Interpretation aus ihren Analysen extrahieren: Die detaillierten stilistischen und ikonographischen Vergleiche nicht nur mit Bildwerken aus Nordspanien, Frankreich und Norditalien, sondern selbst dem südwestdeutschen Raum tragen nämlich zu einer Stärkung der These von einer stärkeren Eigenständigkeit der katalanischen Malereien bei, wie sie von der Forschungsgeschichte her nicht uneingeschränkt akzeptiert wurde. Diese „ausgeprägte Schulbildung“ lässt sich als Effekt der besonderen Ausstrahlung vor allem der Bildwerke deuten, die im Hauptteil analysiert wurden. Insofern habe das Bistum Urgell zu Beginn des 12. Jahrhunderts mit den Freskenensembles von Taüll, Sant Pere de Burgal und La Seu d’Urgell unter dem Einfluss der gregorianischen Reformbewegung eine eigene Bildtradition begründet, die, von dort ausgehend, Einfluss auf die nachfolgende Generation in der Sakralkunst Kataloniens genommen habe.

Der Arbeit sind mehrere nützliche Karten und zahlreiche teils farbige Abbildungen in einem Tafelteil beigelegt, der, will man der Argumentation der Autorin im Detail folgen, leider zum Hin- und Herblättern zwingt. Indes handelt es sich bei der lesenswerten Dissertation nicht nur um eine der seltenen neueren deutschsprachigen Studien auf diesem Gebiet; in ihrer zumeist verständlichen Diktion kann sie im Übrigen auch kunstgeschichtlichen Laien zur Lektüre empfohlen werden. ■

- Gerhard Wild, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt, Institut für Romanische Sprachen und Literaturen, Grüneburgplatz 1, D-60629 Frankfurt am Main, <wild@em.uni-frankfurt.de>.